

Dienste und Werke - aus gesellschaftlicher Sicht

Wolfgang Thielmann

Vortrag auf der Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in
Norddeutschland am 26.2.2016 in Lübeck-Travemünde

Herr Präses, hohe Synode, meine Damen und Herren,

zunächst danke auch ich Ihnen für die Einladung und für das Vertrauen, das sich darin ausdrückt. Es hat mich bereichert, mich mit Diensten und Werken befassen zu müssen.

Auch ich lege Ihnen, wie Frau Pohl-Patalong, das Buch von Sebastian Borck über die Dienste und Werke ans Herz. Auch deshalb, weil es den Grundkonflikt treffend abbildet: Im bischöflichen Geleitwort sagt Herr Ulrich, mit dem Sozialen Protestantismus habe die evangelische Kirche auf neue gesellschaftliche Herausforderungen reagiert und dabei neue Handlungsformen neben den Ortsgemeinden geschaffen. Schlägt man zweimal um, erfährt man von Sebastian Borck, dass viele Dienste und Werke nicht in, sondern neben der verfassten Kirche entstanden. Denn die Kirche hat sie als ein Phänomen der Entkirchlichung wahrgenommen, der Individualisierung - und damit als Machtverlust. Sie hat erst allmählich in den Blick gefasst, dass viele Dienste und Werke etwas vorwegnahmen, dem Dietrich Bonhoeffer die Formel gegeben hat: Nämlich sich in ihrer Gestaltung am Bedarf anderer zu orientieren und damit eine eigene Antwort auf die Frage zu geben, wie man Kirche für andere sein kann, zu einer Zeit, als das Leitbild „Kirche für andere“ noch kaum denkbar war und die Kirche als nachgeordnete Behörde des Innenministeriums die Gläubigen verwaltete.

Die hannoversche Nachbarkirche hat in den letzten Jahren ein neues Werk ins Leben gerufen, zusammen mit dem Bistum Hildesheim. Beide haben zwei Referentinnen abgestellt, die evangelische kommt aus dem Haus kirchlicher Dienste. Die Verantwortlichen des neuen Werks haben sich auf die Suche gemacht nach neuen kreativen Gemeindeformen jenseits der bewährten Ortsgemeinde. Sie sagen: „Wenn die Kirche in Zukunft nah bei den Menschen bleiben bzw. überhaupt wieder in die lebensweltliche Nähe der Menschen rücken möchte, gelingt dies nur über Netzwerke von unterschiedlichen kirchlichen Orten mit gemeinsamer, missionarischer Ausstrahlungskraft und neuen pastoralen Strukturen.“ Wichtig ist, was der Satz nicht sagt. Er sagt nicht: Die Zukunft der Kirche liegt in den Gemeinden. Das Werk trägt den Namen „Kirche hoch zwei“. Die Initiatorinnen haben zwar gelernt, was Frau Pohl-Patalong eben zur Profilierung mithilfe des Defizits der anderen sagte. Sie

betonen, dass ihre Arbeit niemand kritisieren soll, sondern Angebote macht. Denn immerhin soll Kirche ja mit sich selber multipliziert werden und nicht etwa, Gott bewahre, von der Wirtschaft lernen. Doch in den Namen und Begriffen steckt schon die Kritik: Kirche hoch zwei entdeckt, was Kirche hoch eins gar nicht in den Blick bekommt. Und das neue Werk, so heißt es, braucht Freiheit von den Strukturen der Landeskirche und des Bistums. Warum? Weil diese Strukturen es behindern?

Die Nordkirche hat die Dienste und Werke unter das strukturelle Dach des Kirchenamtes geholt und verkammert. Ich habe mich gefragt, wie das funktioniert, zwei so konkurrierende Strukturen wie die der Kirche und der Werke zu harmonisieren. Wie viel Freiheit gewährt die Kirche der Freiheit ihren Werken, die in einigen Frömmigkeitstraditionen ja sogar freie Werke heißen?

Sebastian Borck hat auch an Christian Friedrich Spittler erinnert, den Gründer der Deutschen Christentumsgesellschaft und der Basler Mission. Von Spittler ist ein zorniger Ausruf überliefert, als er wie so oft ausgebremst wurde, ein Ausruf, der in diesen Zusammenhang der Freiheit und Verkammerung gehört: „Unternimmst du ein christliches Werk und willst, dass nichts daraus werde, so nimm etliche Oberkirchenräte ins leitenden Komitee.“

Auf der Seite der Kirche war die Kritik nicht leiser. 1878 erschien der zweite Band der Praktischen Theologie von Theodosius Harnack. Für Harnack waren die freien Vereine „ein Krankheitssymptom unserer Zeit; sie sind eine Verkörperung des herrschenden Atomismus und Subjektivismus“. Als Grundübel der kirchlichen Dienste, etwa der Diakonie, gilt ihm das Priestertum der Gläubigen, „das sich libertinistisch nicht in die Ordnung eines von Gott gesetzten Amtes zu finden weiß.“ Und solange dieser Zwiespalt nicht überwunden sei, sagte Harnack, „so lange bleibt die gesamte Vereinsthätigkeit nur ein Provisorium.“ Man versucht damals, die Diakonie in der Ekklesiologie, der Lehre von der Kirche, unterzubringen. Daher kommt die anthropologische und handlungstheoretische Dimension des sozialen Handelns für ganze Theologengenerationen kaum in den Blick. Und erst in der Satzung des Diakonischen Werks der EKD steht der Satz, dass die Diakonie nicht bloß eine Lebensäußerung der Kirche ist, sondern eine Wesensäußerung, dass sie also nicht zu den Konsequenzen des Glaubens gehört, sondern zu seinem Bestand. Und Juristen wissen, wie lang der Weg sein kann vom Verfassungstext zur Verfassungswirklichkeit.

Es gibt auch widerstreitende Interessen zwischen den Werken. Johann Hinrich Wichern hat einen der ersten durchlebt. Wichern sah, dass das damalige Angebot der Kirche die Arbeiterfamilien nicht erreichte, die in den Strudeln der Industrialisierung ihr Einkommen und ihre soziale Verankerung verloren. Er gründete soziale Einrichtungen und beriet Gründer. Er versuchte, seiner Kirche

die Augen für eine systemische Bekämpfung der Not zu öffnen, und er sah, dass die Not auch politisch angegangen werden musste. Deshalb gründete er eine sozialpolitische Zeitschrift, die „Fliegenden Blätter“, mit langen Analysen und flammenden Kommentaren. Bald schon zog er sich einen Vorwurf der evangelisch-sozialen Preßverbände zu. Die hatten die Publizistik als Form der Verkündigung entdeckt. Die damals aufkommenden politischen Zeitungen standen fast sämtlich der noch jungen sozialdemokratischen Opposition nah – für eine Kirche, die in den Innenministerien der Länder verwaltet wurde, eine Denkmöglichkeit. Man hielt Wichern vor, er politisiere, statt zu predigen. Und forderte mehr Glauben in seinen Artikeln. Der streitbare Theologe änderte das Redaktionsstatut seiner Zeitschrift und fügte einen Satz ein: „Der Zweck der Erbauung ist gänzlich ausgeschlossen.“

Mich erinnern Konflikte wie diese an den Satz Martin Luthers, dass das Evangelium zu Felde liegen und streiten müsse. Vielleicht nützt ein solcher Streit ja auch, wenn man ihn nicht nur inszeniert, sondern institutionalisiert. Ich weiß, dass ein solcher Gedanke für Verwaltungen und Kammern eine Zumutung sein muss.

Ich denke diesen Gedanken, weil ich bei dem Theologen und Wichern-Experten Jürgen Albert gelernt habe, dass die Bildung freier, also von Konsistorien und kirchlicher Verwaltung unabhängiger Werke auch eine Emanzipation evangelischer Laien bedeutete, eine neue Sozialform und eine bis dahin nicht gekannte Entfaltung des Priestertums der Gläubigen. Evangelische Werke entstanden, nachdem Preußen Ende des 18. Jahrhunderts die Assoziationsfreiheit gewährte. Man konnte sich seitdem unabhängig von Staat und Kirche zusammenschließen, ohne sich des Verbrechens der Zusammenrottung schuldig zu machen. In Hamburg entwickelten Kaufleute eine frühe Form von Charity-Kultur, in Westfalen waren es Besitzer von neu entstandenen Fabriken, also die Gewinner der Industrialisierung. Einige von ihnen gründeten ein Hilfswerke für epileptische Kinder. Weil das Projekt nicht lief wie geplant, besannen sie sich auf ihre ökonomischen Erfahrungen bei der Firmengründung. Ihre Suche nach einem fähigen Leiter führte sie zum Sohn des preußischen Finanzministers, der als Armenpfarrer von Paris gerade darunter litt, dass seine Frau die Situation nicht mehr aushielt. Sie gewannen ihn. Er kam nach Bielefeld und baute Bethel auf, die Stadt der Barmherzigkeit, weil er sein Naturtalent als Spendensammler, Entrepreneur und Politiker entdeckte. Sein Name war Friedrich von Bodelschwingh.

Ich glaube, dass eine Kirche diesen Antrieb der Emanzipation, diese Tragkonstruktion im Motivationsfachwerk respektieren sollte. Und, in Anspielung auf den Satz aus 1. Thessalonicher 5, 19: Ich glaube auch, dass sie sich hüten sollte, den Geist dieser Emanzipation zu dämpfen.

Ich erweitere die Beobachtung durch ein paar biografische Notizen. Meine Vorfahren waren Mitglieder der Evangelische Kirche in Nassau. In deren Nordzipfeln hatte die Erweckungsbewegung freie Werke hinterlassen. In jedem der Dörfer existierte neben der Kirche ein Verein für Gemeinschaftspflege und Evangelisation. Der Verein organisierte den Chor, den Männerchor, den Posaunenchor, den Jugendkreis und die Sonntagsschule. Und die „Stunde“ am Sonntagnachmittag mit gemeinschaftlicher Bibelauslegung. In der Kirche fanden nur Gottesdienst und Konfirmandenunterricht statt. Dort waren sozusagen Wort und Sakrament zuhause, der Rest im Verein. Aber selbstverständlich sangen der Chor und der Männerchor, und der Posaunenchor blies, wenn am Pfingstmontag in der Kirche Missionsfest gefeiert wurde. Und selbstverständlich gingen die Sonntagsschulkinder in den Konfirmandenunterricht, wenn sie zwölf geworden waren. Die unerklärte Symbiose dauerte bis in die Sechzigerjahre. Dann drang die inzwischen etablierte hessen-nassauische Kirche auf strukturelle Klarheit. Die Chöre, die Kinder- und Jugendarbeit, so hieß es, müssten ihren kirchlichen Charakter klar machen. Der Pfarrer müsse mitreden können. Da besannen sich die Vereine auf ihre Selbstständigkeit und die Laien auf ihre Emanzipation. Der latente, unterschwellige Zug der Kirchenkritik, der sozusagen in den Kellern der Vereinshäuser schlummerte, wurde wieder wach. Die Vereine vernetzten sich untereinander. Die Kirche kam ihnen nicht entgegen. Schließlich wurden sämtliche Vereine im wohlhabenden oberen Dilltal in kurzer Zeit zu freikirchlichen Gemeinden.

Ein Beispiel, wie das Verhältnis der Kirche zu ihren Werken gelingen kann, hat der Bielefelder Oberkirchenrat Karl Pawlowski gegeben. Er leitete den Bielefelder Ortsverband der Inneren Mission. Als eines der freien Werke in den Konkurs gegangen war, übernahm er seine Räume für ein Altenheim. In den folgenden Jahren reiste er über Land und brachte eine große Zahl von selbstständigen Altenheimen, Kinderrrettungsanstalten, Krankenhäusern und anderen Einrichtungen unter einem gemeinsamen Dach zusammen. Er gab ihm den Namen „Evangelisches Johanneswerk“. Das Johanneswerk wurde, ebenfalls in Bielefeld, nach Bethel zum zweitgrößten der insgesamt 24.000 diakonischen Rechtsträger in Deutschland.

Wie schaut die Gesellschaft auf Dienste und Werke?

1. Dienste und Werke sind so etwas wie die die gute Seite der Kirche - neben dem Pastor oder der Pastorin. Pastoren sind in aller Regel Vertrauenspersonen am Ort. Wer Lokalzeitungen liest, dem springt dieser Befund geradezu ins Auge. Über den Ort hinaus genießen kirchliche Werke Vertrauen und verbreiten es weiter. Ich mache das am Beispiel der gut erforschten Diakonie deutlich. Die Diakonie ist in allen Altersgruppen sehr bekannt. 94 Prozent der Deutschen kennen sie. Das sagt eine Befragung der Agentur buchele cc aus Leipzig unter einem repräsentativen Querschnitt aus

Protestanten, Katholiken und Konfessionslosen. Am höchsten liegt der Wert mit 97 Prozent bei den 59- bis 64-Jährigen, also in meiner Altersgruppe. Wir fangen ja auch an, ihre Dienste etwas intensiver in Anspruch zu nehmen. Den niedrigsten Wert, immerhin aber noch 86 Prozent, erzielt die Diakonie, wenn man die unter 29-Jährigen fragt, ob sie die Diakonie kennen. Aber, die gute Nachricht: Ihre Bekanntheit hat in dieser Gruppe in den letzten fünf Jahren um acht Prozent zugelegt.

Die Wachstumsregion ist Hamburg, die Verlustzone, aber auf hohem Niveau, Mecklenburg-Vorpommern. In Hamburg ist der Bekanntheitsgrad der Diakonie auf 100 Prozent gestiegen, in Mecklenburg-Vorpommern auf 95 Prozent gefallen.

Doch jeder zweite Befragte kennt nicht nur den Namen, sondern auch die Leistungsbereiche der Diakonie. Die Diakonie ist damit so bekannt wie nie zuvor.

Bei der ungestützten Nennung - also wenn man nicht fragt: Kennen Sie die Diakonie, sondern: Wer kümmert sich um Menschen, die Hilfe brauchen? - kommt die Diakonie mit 13 Prozent immer noch auf den dritten Platz hinter dem Roten Kreuz und der Caritas.

Und eine weitere gute Nachricht betrifft die Wahrnehmung der Diakonie: Sie ist ein Imageträger für die Kirche, aus der sie kommt. Auf die Frage: Was fällt Ihnen zur Diakonie ein? antwortet der größte Teil, 44 Prozent, zuerst: Die evangelische Kirche. Nur 30 Prozent sagen zuerst: Sie hilft Menschen in Not. Diakonie ist also fest im Bewusstsein der Menschen verankert als die gute Seite der evangelischen Kirche.

Die nächste gute Nachricht: der freundliche Eindruck, den die Diakonie erfolgreich verbreitet hat, lässt sich kaum in Zweifel ziehen, beeinträchtigen oder gar zerstören. Meine Kollegen und ich haben der Diakonie in der letzten Zeit das Leben schwer gemacht. Etwa, als eine diakonische Einrichtung einer Krankenpflegerin mit Kopftuch gekündigt hat. Manchen meiner Kollegen fällt bei der Diakonie ein: Lohndumping, Tarifstreit, Diskriminierung durch kirchliches Arbeitsrecht. Und der Humanistische Verband müht sich, der Diakonie vorzuwerfen, sie verbrauche staatliche Mittel zur Stärkung Kirche und das müsse abgeschafft werden.

Doch alle Kampagnen und Berichterstattungen perlen am Ansehen der Diakonie ab wie der Regen an einem frisch polierten Auto. Wer erlebt hat, dass die Schwestern im Krankenhaus ihn mitfühlend gepflegt haben, wer erlebt hat, wie sie für ihre Patienten gegen ihren Zeitplan kämpfen, wer erlebt hat, dass ein Arzt am Krankenbett Zeit hatte und – es ist selten, kommt aber vor – wenn er nach der Aufzählung aller Komplikationen und Risiken den verängstigten Patienten nicht allein gelassen, sondern ihm angeboten hat, mit ihm zu beten, bei dem fällt die Kritik von Journalisten, Humanisten und anderen durchs Raster. Auch das belegen die Umfragen im Blick auf die Diakonie. Und dieses Ansehen färbt ab auf die Kirche. Die PR-Fachleute nennen das Phänomen Markenbildung und Imagetransfer.

2. Aber: Die Gesellschaft hat katholische Augen und Ohren

Journalisten mit Sinn für den Protestantismus bringt es manchmal zum Verzweifeln. Es fängt damit an, dass meine Kollegin im Fotoressort aufseufzt, wenn ich ihr ein Thema ankündige, das mit der evangelischen Kirche zu tun hat. Das wird schwer zu bebildern, weiß sie. Fulbert Steffensky hat gesagt, Protestanten seien bilderschwach aus Überzeugung. Im Zeitalter von Facebook, Instagram, Pinterest und Youtube kostet diese Überzeugung ihren Preis. Bilderschwäche kann sich eigentlich niemand mehr leisten. Das Selfie mit dem Papst ist eine Sensation. Das mit dem Ratsvorsitzenden ist auslegungsbedürftig wie die Geschlechtsregister im Buch Numeri. Gern breite ich meinen milden Spott aus über Kardinäle in purpurnen Maxikleidern mit Zingulum, also der Bauchbinde, an der figurpolitisch ungünstigsten Stelle des maximalen Körperumfangs, und im Rochett aus handgeklöppelter Mailänder oder Antwerpener Spitze. Doch die katholische Kirche lässt sich ungleich leichter, farbenprächtiger und kontraststärker ins Bild setzen als die evangelische. Und die katholische Kirche unterscheidet zwischen Geweihten und Laien. In der evangelischen Kirche haben allenfalls Pfarrerrinnen im Talar noch einen Reiz, denn sie sind ein evangelisches Sondergut, und Frauen wirken im Bild immer stärker als Männer. Pfarrer im schwarzen Talar verbreiten Langeweile in der Wahrnehmung. Außerdem tragen Pfarrer außerhalb der Kirche in aller Regel Zivil. Nur auf Demonstrationen fallen schwarze Talare ins Auge, also da, wo wir Zuschauer keine erwarten und sie provozieren. Evangelische Laien dagegen sind auf Bildern nicht einmal als evangelische Laien zu erkennen. (Heldentaten in der Redaktion der Kirchenzeitung)

Auch wir Textkollegen sehen, hören und fragen katholisch. Wir fragen, wenn wir die Meinung der Kirche erfahren wollen: Was sagt der Bischof? Kaum jemand fragt: Was sagt die Synode? Und schon gar niemand fragt: Was sagt das Landeskirchenamt? Und überhaupt gar niemand fragt: Was sagt die Leiterin des pastoralsoziologischen Fortbildungsinstituts. Es sei denn, sie widerspricht dem Bischof.

Darin sehe ich einen Grund, warum die unierte westfälische Präses jetzt einen lutherischen Bischofstitel bekommen soll. Und ich verstehe, wenn es Synodenpräses und -präsidenten ärgert, dass die Mehrzahl der kirchenleitenden evangelischen Organe kaum wahrgenommen wird. Aber Journalisten und die Öffentlichkeit sind nicht über die frühkatholische Lehre des Ignatius von Antiochia und des Cyprian von Karthago hinausgekommen: „Wo der Bischof ist, da ist die Kirche.“

Das Priestertum der Gläubigen ist aus gesellschaftlicher Sicht ein schwerer medialer Standortnachteil.

An dieser Stelle muss ich eine Sünde beichten, die ich an einem Werk der Nordkirche begangen habe. Vor drei Wochen berichtete ich im Hamburger Lokalteil meiner Zeitung und im Ressort „Christ und Welt“ über die Ausstellungseröffnung „Neue Anfänge“ in St. Jacobi in Hamburg, eine Schau, die die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit in den Kirchen Hamburgs und Schleswig-Holsteins spiegelt. Als ich das Thema übernahm, habe ich natürlich sofort gesagt: Dazu brauche ich ein Gespräch mit dem Bischof. Sie wissen jetzt, warum. Und dann schrieb ich, dass die Ausstellung von der Evangelischen Akademie betreut werde. Herr Herrmann machte mich dann darauf aufmerksam, dass da noch das Amt für Öffentlichkeitsdienst im Boot sitze. Ich gestehe: Das habe ich als unwichtig verdrängt. In der Online-Version konnte ich es noch nachschieben. Entscheidend war für meine Kollegen und mich, dass die evangelische Kirche tätig ist, und weniger, wer die - aus unserer Sicht - ausführenden Organe dabei waren.

Dieser Befund trifft die Dienste und Werke. Er überlagert die vorteilhaften Befragungsergebnisse im Blick auf die Diakonie, und in ihm liegt der Grund dafür, dass vielen Menschen die Kirche einfällt, wenn sie von der Diakonie hören: Die katholische Wahrnehmung der Öffentlichkeit fragt nicht nach Diensten und Werken. Sie fragt nach der Kirche.

Selbst wenn Mitarbeiter der Diakonie auf die Frage antworten, wo sie arbeiten, sagen sie nicht: Bei der Diakonie oder bei der Stiftung Auguste Victoria, sondern sie sagen meist: Ich arbeite bei der Kirche.

Man kann bedauern, dass Menschen die Dienste und Werke kaum wahrnehmen. Meine Empfehlung an die Betroffenen wäre, es hinzunehmen und die starke Seite daran zu erkennen. Die Dienste und Werke, jedenfalls die verkammerten, werden als Kirche wahrgenommen.

Die Alternative wäre, die Konstruktion von Diensten und Werken zu erklären. Das ist schwer. Es beginnt schon beim Namen. Dienste kennt der Nerd von heute aus dem Betriebssystem seines MacBooks. Werke kennt er aus der Montanindustrie als Stahl- und Walzwerke.

Dann gibt es Dienste und Werke, die nicht im Kirchenamt verwaltet werden und nicht verkammert sind. Etwa die Landeskirchlichen Gemeinschaften, die in der Synode mit Sitz und Stimme vertreten sind. Mich würde interessieren, wieviel Aufwand sie investieren müssen, um der Gesellschaft zu erklären, warum sie evangelisch sind, aber nicht im Begriff der Kirche aufgehen. Was nicht Kirche ist, muss sich schnell gegen den Verdacht der Sektiererei wehren.

In der DDR konnten die freien Werke übrigens nur unter dem Dach der Kirche überleben, das sie deshalb als schützend erlebt haben, denn auch der Staatsführung waren christliche Organisationen nicht vertraut. Sie fiel, was die Organisation des Kirchlichen angeht, aus machtpolitischen Gründen hinter die Zeit der Assoziationsfreiheit, also ins feudale 18. Jahrhundert zurück. Ich erinnere mich, wie die Verantwortlichen der Werke nach der Wende kaum verstehen konnten, warum manche ihrer westlichen Kollegen so viel Abstand

zwischen sich und die Kirche legten.

Statt eines Schlusses: Ein Beispiel für die Wirkkraft der Dienste und Werke

Meines Wissens ist die Rolle der Dienste und Werke in der DDR, allen voran der Diakonie, noch zu wenig erforscht. Die Diakonie wurde am Anfang gebraucht, dann in Nischen abgedrängt. Sie war etwa für schwer und mehrfach behinderte Menschen zuständig, die also, die durch alle Roste der sozialistischen Bildungsfähigkeit fielen. Die Entscheidung des Staates war von Zynismus getränkt, und sie fiel auf, auch wenn sie nie öffentlich ausgesprochen wurde. Damit wurde die Diakonie aber wieder gebraucht. Sie wurde auch gebraucht, wenn die Angehörigen von Parteigrößen krank wurden und sich an die Krankenhäuser der Diakonie wandten. So war die DDR das einzige Land des Ostblocks, in dem der sozialistisch-atheistische Staat einem gewachsenen religiös verankerten Träger der Sozialarbeit, einem Werk der Kirche, begegnete. Durch seine schiere Existenz und durch seine Größenordnung riss das Werk ein Loch in den ideologisch-sozialen Versorgungsanspruch des Staates. Seine Arbeit durchlöcherte den Zaun der Abschottung: Die Diakonie ermöglichte das Kirchengeschäft A und B, also die Unterstützung der Kirchen aus dem Westen und damit den Transfer von Devisen in das chronisch kranke Wirtschaftssystem. Sie versorgte die Dienstautos der Pfarrer mit Sicherheitsgurten. Sie ermöglichte Sonderbauprogramme für Kirchen in den sozialistischen Vorstädten wie etwa Rostock-Lichtenhagen, die erklärtermaßen ohne Kirchen entworfen worden waren. Kirche und Diakonie gingen notgedrungen eine engen Verbindung ein - und profitierten beide ungemein. Die enge Symbiose nützte auch der Gesellschaft, besonders den Schwächsten, und sie schwächte die Diktatur. Die Diakonie wickelte im Kirchengeschäft B den Häftlingsfreikauf ab. Die Macht der Nächstenliebe riss Löcher in die Abschottung und unterspülte die Glaubwürdigkeit des ideologisch verbohrteten Staates.

Mich würde deshalb interessieren, ob und wie sich der Beitrag dieser erzwungenen Symbiose zwischen Kirche und Diakonie und damit eines Werks der evangelischen Kirche zum Ende der zweiten deutschen Diktatur beziffern lässt.

Und ich frage mich, ob sich aus dem diakonisch-politisch-prophetischen Einsatz für Menschen damals Kräfte für heute gewinnen lassen, Kräfte, mit denen Christen in Gemeinden, Diensten und Werken die Fragen und Anregungen ihrer Mitmenschen aufnehmen (so haben wir es eben in der Bibelarbeit gehört), ich frage mich, wie sie die Situation durchdenken und mitgestalten, die uns heute umgibt, mit Flüchtlingen, mit neuen Abschottungen hinter Hass und Angst, aber auch mit einer großen Hilfsbereitschaft, der die Kirche Handlungsformen bereitstellt und, vor allem, die Haltung, sprich: den Glauben, aus der sich die Hilfsbereitschaft nährt und erneuert, und, wie wir gestern im Gottesdienst gehört haben, mit Teams mit Timon und Pumba, in denen wir Hakuna Matata lernen und Kräfte bekommen, durch die man zum König der Löwen wird.